



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Über Kritiker U. Nachtreporter "Artistik Und Menschlichkeit."

DAS KUNSTFENSTER

Düsseldorfer kritische Wochenschrift für die Interessen aller Künste

Heft 17

Jahr 1

19. 2. 1921

ÜBER KRITIKER U. NACHTREPORTER „ARTISTIK UND MENSCHLICHKEIT.“

„Ich glaube,“ schrieb gelegentlich einer Rundfrage Thomas Mann, „ich glaube, daß es die besten Künstler nicht sind, die die Kritik als etwas ihrem eigenen Wesen Entgegengesetztes empfinden . . .“.

Die Rede war, versteht sich, von musisch organisierter Kritik, die in der Zergliederung wissenschaftlich tief, klar, wahrheitsfanatisch in der sprachförmlichen Zusammenfassung selbständige künstlerische Produktion ist. Als Repräsentanten dieser Gattung könnte man etwa namhaft machen: Maximilian Harden, Siegfried Jacobsohn, Alfred Kerr (um der Einfachheit halber einige der populärsten zu nennen). Aber es gibt ihrer noch viele und gleichwertige. Sie alle, die drei genannten vorab, sind gewiß nicht nach jedermanns Geschmack. Nach meinem eigenen, offen gestanden, auch nicht immer und unbedingt. Selbst auf diesem Niveau gibt es häufig genug eitle Überspitztheiten und also Unsachlichkeiten. Ganz frei davon war in seiner noblen Menschlichkeit eigentlich nur der unvergeßliche Paul Schlenther. Aber lassen wir es gut sein. Wenn jenes Niveau einigermaßen erreicht wird, wollen wir nicht rechten.

Was ist das Wesenhafteste in der Haltung dieses, des echten Kritikers, gegenüber dem Dichter? Takt, sage ich. Takt, Takt! Wenn der Dichter auch nur ein Werk, wenn er auch nur einen Satz, eine Strophe irgendwann einmal geschrieben hat, die von ur schöpferischer Kraft bewegt war, so ist da ein Abstand. Den hält der echte Kritiker immer ein. Mag er als Wissender, als „Gebildeter“ als geschlossene Persönlichkeit von universellerer Urteilskraft dem vielleicht primitiveren Schöpfer sich auch noch so überlegen fühlen — stets bleibt er sich bewußt des spezifischen Artunterschiedes zwischen Geschmackskultur und Schöpfertum, Publizistik und Dichtkunst. In Schmach und Würdelosigkeit verfällt der klügste Zergliederer, wenn er je dieses Abstandes nicht achtet. Ein Dummdreister und Unverschämter steht er dann da, dem man auf die Finger klopfen, den man mit scharfem Anruf in seine Schranken verweisen muß.

Was aber tut man mit dem Nachtreporter, der sich literarisch aufbläht und seinem ehrlichen Brotberuf durch Arroganz verpfuscht? Zum Schaden der Dichter, der Darsteller, ja des Kunstlebens einer ganzen Stadt?

Man richtet ihn hin. Man schießt ihm die triste Dutzendfeder aus der Hand, gibt ihm Schere und Leintopf und stellt ihn an den Pranger.

Am Düsseldorfer Stadttheater fand eine Uraufführung statt. „Das Antlitz des Todes“ von Karl Röttger. Der Autor hat — (ob zu Recht oder Unrecht bleibe dahingestellt) — einen recht erheblichen literarischen Ruf. Das ist keine leere Behauptung, der man ebensogut die umgekehrte entgegenstellen kann. „Literarischer Ruf“ ist ein konkretes Ding, das man messen und wägen kann. Sein Vorhandensein oder Nichtvorhandensein ist exakt feststellbar. Auf Behauptungen kommt es da nicht an. Freilich ist keineswegs ein absoluter Wert damit dargetan, daß dieser literarische Ruf besteht. Es gibt Schriftsteller von ganz großem literarischen Rufe, deren Unwert positiv feststeht. Wenn es Spaß macht, der nehme meinetwegen an, daß Röttger zu diesen gehört. Ansichtssache! Was weiter? Darum keine Feindschaft! Aber man sei nicht so albern, die Tatsache des Rufes zu leugnen. Denn die läßt sich ja mit Fakten belegen. Es erscheint kein Buch von Röttger, über das nicht sämtliche großen Zeitungen Hinweise und oft genug lange Besprechungen bringen. Es gibt fachwissenschaftlich vollkommen ernst genommene Literaturgeschichten, die Röttger in seitenlangen philologischen Erörterungen besprechen. Und unter der großen Zahl wohlwollender Beurteiler befinden sich bedeutende Persönlichkeiten, die über den Anwurf der Parteigängerei erhaben sind, z. B. Leute wie Professor Litzmann oder Dr. Redslob. Was soll also solch dummes Wegleugnen? Es erweckt Verdacht, liebe Leute.

Weiter. Hat ein Schriftsteller von literarischem Rufe irgendwo eine Uraufführung, so spricht man im zünftigen Jargon von einem „literarischen Ereignis“. (Immer ganz unabhängig von angeblichem Wert oder Unwert im absoluten Sinne. Das ist eine Sache für sich.) Zu einem solchen „literarischen Ereignis“ erscheint vollzählig die Tagespresse und referiert. In einem solchen Referat wird auf reinliche Scheidung gehalten zwischen der eigentlichen Kritik und dem Bericht über Beifall oder Ablehnung. Dieser letztere Bericht, auch wenn er nur einen Satz umfaßt, ist in Wahrheit das Wesentliche. Alles urteilt danach. Das Publi-

kum der folgenden Aufführungen. Und die auswärtigen Theaterleiter. Jeder, der „vom Bau“ ist, weiß das ganz genau. Wenn also einem Reporter, der vom Unwert des Autors und seines Werkes überzeugt ist, ein etwaiger starker Beifall aus sachlichen Gründen mißfällt, so steht es ihm frei, diesen Beifall zu tadeln. Das Publikum zu rügen. Nicht aber ist es ihm erlaubt, seinen Bericht tatsächlich zu fälschen oder ihn arglistig zu färben. Tut er so etwas, dann macht er sich verdächtig.

Die Uraufführung des Röttgerschen Werkes brachte einen starken Publikumserfolg. Es gab mehr als ein halbes Dutzend Hervorrufe. An Freunde des Dichters waren ca. 15 Freikarten verteilt. Diese Fünfzehn konnten in einem fast ausverkauften Hause von der Größe des Düsseldorfer Stadttheaters keine sechs und mehr Hervorrufe erzwingen. Wer das behauptet, behauptet frechen Unsinn. Der starke Erfolg ist unbestreitbare Tatsache. Was beweist das? Vielleicht nichts. Meinetwegen absolut gar nichts. Ansichtssache. Darum keine Feindschaft. Was aber bewog Euch denn, ihr Untentwegten, die bloße T a t s a c h e nicht einfach korrekt und schlanker Hand zuzugeben? U n u m w u n d e n zuzugeben? Das war doch Reporterpflicht, dünkt mich. Hatten Eure sachlichen Argumente es nötig, dieses „corriger la fortune“? Wäre es nicht vielleicht besser gewesen, Ihr hättet versucht, um von dem sachlichen Gewicht Eures „Was“ durch ein kraftvolles „Wie“ der Sprachwägung zu überzeugen? Es war mal wieder ein kümmerliches, lendenlahmes Stammeln, was Ihr produziertet, mit Klischeeausdrücken liederlich durchmischt. Ihr fühlte wohl selbst, daß damit nicht viel anzufangen war. „Recht behalten“ aber mußtet Ihr, Ihr Hochherzigen. Das Vaterland Eures Cliquentums stand auf dem Spiele. Außerordentliche Mittel erlaubt die dringende Gefahr. So kommt Ihr ein wenig ins Schieben.

Schade, nicht wahr? Daß man die Absicht merkte und verstimmt ward! Nun wird man Euch in künftigen Fällen auf die Finger sehen. Man wird sich doch ein wenig mehr um die auswärtige Presse kümmern, künftighin. Der Anonymus der „Rhein.-Westf. Zeitung“ hat es gar zu toll getrieben. Dr. Heinz Stolz soll sich für befangen erklärt haben. Ein weißer Rabe? Oder geschah es, um Platz zu schaffen für jenen tapferen Gaucherritter? Ich glaub es nicht mal. Hoffe das Erstere.

Sprechen wir eigentlich in eigener Sache? Nein, sage ich. Lege ich mich für Röttger ins Zeug? Nein — wenn Ihr lesen könnt — nein! Es steht kein wertendes Wort über Röttger in

meinen Sätzen. Ich lasse es ganz dahingestellt. Die Zeit wird richten. Nicht ich. Nicht Ihr. Aber diese Schweinerei geht uns alle an. Wie es heute Röttger erging, kann es morgen Eulenberg und übermorgen Franck ergehen. Höchstens ist die Konstellation dann ein wenig anders . . .

Man schreibt ein wenig zur Ausspannung, zur Hygiene des Hirns, zur Auslüftung. Als Amateur und völlig nebenamtlich. Man hat Besseres zu tun. Andere raten, es zünftiger, organisierter, sichtbarer zu tun.

Ich weiß nicht recht. Der Lorbeer ist zu billig. Die Kinder, sie hören es gerne. Es steht alles auf dem Kopf. Diese ganze Zeit ist ein einziges großes Treibhaus für werdende Publizisten. Geist liegt in der Gosse. Die Zwanzigjährigen verstecken ihren Pubertätskoller und schreiben wie Fünfzigjährige. Wen soll es locken, sich zünftig darunter zu mischen? Aber vielleicht muß man doch. Wir werden sehen. Die Bande treibt es gar zu toll. Man muß ihnen auf die Finger sehen.

Zum Beschluß eine kleine Blütenlese:

Dr. H. W. Keim in den „Masken“ vom 1. Dez. 1919 über Karl Röttger: „Seine Sprache“ ist so aufgelockert, daß sie alle intimsten Regungen der Seele, jede Spur von Erstaunen, Glück und Leid über sich selbst und die Menschheit, jede Zuckung des sich fremd gewordenen Unbewußten aufzusaugen und nachzubilden vermag . . .“ — „Die Seele des Kindes in ihrer uns Erwachsenen so grauenhaft ferngerückten Schönheit und Tiefe, sie in allerletzten wehmütigen Offenbarungen ihres Wesens begriffen und dargestellt zu haben, das ist Röttgers große künstlerische und menschliche Tat. Er verrät in diesen Kindergeschichten — ich rechne dazu auch die wundervoll süßen Legenden aus seinen beiden Legendenbänden, die sich auf Jesu Jugend beziehen — eine so starke Einfühlungsfähigkeit und die Kraft, alles Vereinzelte, Altersbedingte von sich abzustreifen, daß reine Kunst hier wirklich klarste Spiegelung reinsten, bei sich befindlichen Lebens ist. Es liegt über diesen Erzählungen — wie über dem ganzen Werk Röttgers — eine tastende Lautlosigkeit, eine schluchzende Stimmungssüße, ein heiliges Sehnsuchtsweh, so absolut unsentimental, so wahr, so demütig und einfach, wie eben letzten Endes alles wirklich Menschliche ist.“ — „Man kann von Röttgers Kunst aus zwei Brücken zu andern lebenden Dichtern schlagen, die äußerlich Ähnliches geschaffen haben: zu Hofmannsthal und Werfel. Mit Hofmannsthal verbindet Röttger das Wissen um die Schattenhaftigkeit und Wesenslosigkeit des äußeren Lebens;

die Ahnung, daß hinter diesem allem im Sinn liegen muß, der durch die Umhüllung nicht mehr zu erkennen ist. Mit dieser Erkenntnis aber hört Hofmannsthal Kraft auf. Er ist zu skeptisch, um über diese Resignation zum Glauben und zum Erlebnis metaphysischer Erlösung sich aufschwingen zu können. Er bleibt im Nicht-Wissen-Können stecken. Röttger aber geht ins Absolute, Göttliche durch: „Aus Ewigkeit durch die Zeit in die Ewigkeit . . .“.

Dr. H. W. Keim in der Lokalzeitung vom 12. Febr. 1921 über Karl Röttger:

„Und so muß die Frage nach der künstlerischen Leistung Röttgers so formuliert werden: sind die Vorstellungen dieses Dichters derart, daß sie Anspruch darauf erheben dürfen, das seltsame Leben der Menschen in Bewegung setzen und wertvolle Seiten seines Wesens aufrufen zu können? . . .“ — „ . . . Daß er fortfährt, den Einsprüchen gegen seine ungeheuerliche Selbstüberschätzung nur die Maske des von Gott Besessenen entgegenzuhalten, gibt dem Bild des Künstlers besonders sprechende Züge . . .“.

„Hier steht doch nur der Röttgersche Aufguß zur Frage.“

Herr Dr. H. W. Keim hat sich entwickelt, lieber Leser. Warum soll er nicht? Man kann halt seine Ansichten ändern. Ich will dagegen nichts sagen. Man gebe sich keine Mühe und renne nicht offene Türen ein. Von wegen „aus dem Zusammenhange gerissene Zitate“ und so. Ich konzidiere alles. Bloß: die Tonart, guter Leser! Wolle die Tonart bemerken! Ich meine Menschliches, nicht Literarisches. Doch, was rede ich noch. Hier ist kein Kommentar vonnöten. Das Urteil hat der Leser.

EGON ADERS.

DU WANDERST MIT.

Auf allen meinen Wegen
klingt neben mir Dein Schritt.
Wohin ich weh und wandre:
Du wanderst mit.

Oft, wenn ich schauernd zaudre,
zur Flut hinabzusehn,
hör ich in mir Dich flüstern:
„Hinübergehn!“